



VERWEIS

Die Perforation hakt

Für seinen Roman „Das bessere Leben“ hat der Schriftsteller Ulrich Peltzer viel Lob erhalten. „Diese Sätze flirren. Ulrich Peltzer ist ein Kinosüchtiger. Wenn man seine Sätze mit der Sprache des Films beschreibt, könnte man sagen: Sie haben etwas Flackerndes, als ob die Perforation hakt oder als ob Schlieren, Überblendungen oder auch ein Kameraruckeln mit projiziert werden“, hieß es in dieser Zeitung. Die Jury des Deutschen Buchpreises nannte „Das bessere Leben“ gestern zudem in seiner Longlist. Im Literarischen Colloquium Berlin wird Peltzer heute aus seinem Roman vorlesen und mit der Kollegin Kathrin Röggla und der Journalistin Ursula März sprechen. Die Moderation hat der Literaturkritiker Hubert Winkels (Am Sandwerder 5, 20. 8., 20 Uhr).

BERLINER SZENEN

ERST MAL RÖNTGEN

Ach, Ärzte

Es ist kurz nach elf und mein Ärger kippt um in willenslose Verzweiflung. „Kommen Sie um acht, bringen Sie ein bisschen Zeit mit“, hatte die Sprechstundenhilfe gesagt. „Gehen Sie ruhig noch eine Stunde raus“, sagte sie um acht, und seit Viertel nach neun sitze ich hier. Den anderen im Wartezimmer ergeht es kaum besser, manche atmen von Zeit zu Zeit hörbar auf.

Ich muss unbedingt etwas für meine Halswirbelsäule tun. Die Arbeit vor dem Rechner verwandelt meine Nackenmuskulatur langsam, aber sicher in ein zähes Steak, und ständig knackt irgendwas. Dass Ärzte, zumal Orthopäden, keine Zeit für ihre Patienten haben, ist bekannt, aber wenn man drinsteckt, ist es nicht auszuhalten.

„Herr Soundso in den Gipsraum!“, ruft es aus dem Lautsprecher, „Frau Dingsda zum Röntgen!“ Mein Name ist nicht dabei. Ich blättere in der *Gala*.

Dann der Sprechzimmertrick: Der besteht darin, dass man ins Sprechzimmer gesetzt wird, dort aber noch mal eine

Zack, zack, drehse nach links, drehse nach rechts

halbe Stunde lang die anatomischen Tafeln an der Wand studieren darf.

Endlich kommt der Arzt. Zack, zack, drehse nach links, drehse nach rechts, wo tut's denn weh, wir röntgen mal. Wieder warten. Röntgen. Noch mal warten. Arztkontakt Nr. 2 dauert auch nur anderthalb Minuten. Physiotherapie, Schmerzmittel, ja? Und Wirbelsäule aushängen, hier in der Praxis, acht Euro pro Sitzung.

„Aushängen“ heißt: Man legt sich auf eine Massageliege, den Kopf in einer Art Manschette. Daran ist ein Seil befestigt, das einem in regelmäßigen Abständen sanft den Nacken langzieht. Klingt schlimmer, als es ist.

Ich erzähle M., die es auch mit dem Rücken hat, von meiner Tortur. „Was, Aushängen? Will ich auch!“ Sie ist ein bisschen neidisch. Aber so ist es eben: Wer auf die Streckbank will, muss sich erst die Nerven zeren lassen. **CLAUDIUS PRÖSSER**

Eine poetische Formel für die Welt

LYRIK Das Literaturforum im Brecht-Haus feiert in dieser Woche die dänische Dichterin Inger Christensen, die neben Gedichten – die sie sang – auch Romane, Essays, Hörspiele und Kinderbücher geschrieben hat

VON JULIKA BICKEL

Die dänische Schriftstellerin Inger Christensen saß vor einem leeren Blatt. Sie wusste nicht, was sie schreiben und ob sie überhaupt noch schreiben sollte. Es war eine Krise. Sie wollte eine Sprache, eine Art Code finden, um die Welt zu entschlüsseln, damit die Menschen sie besser lesen und verstehen können. Doch warum schreiben, so fragt sie in ihrem Essay „Der naive Leser“, wenn die Menschheit so aussieht, als sehnte sie sich nicht danach zu lesen, sondern danach, sich über die Grenze hinwegzuwerfen, in die große Unlesbarkeit hinein?

Sie begann Wörter zu sammeln und sie auf Zettel zu schreiben. Es waren meist Substantive, die etwas Konkretes beschreiben wie Aprikosenbäume oder Wasserstoff. Schließlich sortierte Christensen die Wörter nach dem Alphabet. Die Anzahl der Zeilen pro Anfangsbuchstabe bestimmte sie nach einer mathematischen Regel, der Fibonacci-Folge, bei der sich jede Zahl der Reihe aus der Summe der beiden vorangehenden Zahlen errechnet: 0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, die Zahlen wachsen schnell. Es entstand eine lange Aufzählung von Dingen, die es gibt. „Dadurch gelang es mir ein Gedicht zu schreiben, das verhältnismäßig lesbar ist, es vielleicht aber am meisten dadurch ist, daß es auf die gemeinsame Unlesbarkeit hinweist“, so Christensen. Bei dem Buchstaben N mit 610 Zeilen hörte sie jedoch auf.

Das Gedicht „alphabet“ erschien 1981 auf Dänisch, der Verleger Josef Kleinheinrich veröffentlichte es 1988 auf Deutsch. Durch ihn und den Übersetzer Hanns Grössel wurde Inger Christensen, die 2009 im Alter von 73 Jahren starb, im deutschsprachigen Raum bekannt. Stets galt sie als Kandidatin für den Nobelpreis, bekommen hat sie ihn letztlich nicht. Nun ehrt Carola Opitz-Wiemers die Schriftstellerin mit einer Themenwoche im Literaturforum im Brecht-Haus. Jeden Abend findet in dem Raum mit Fensterfront zur Chausseestraße eine Lesung oder ein Gespräch mit befreundeten Lyrikern, Überset-



Inger Christensen, die in ihrer Lyrik einer mathematischen Logik folgte Foto: Rigmor Mydtskov/ Suhrkamp Verlag

zern, Verlegern und Weggeführten von Christensen statt. Am Montag eröffnete Opitz-Wiemers die Inger-Christensen-Woche mit einem Gespräch mit Josef Kleinheinrich. Zwischendurch zeigte sie Ausschnitte aus dem Film „Inger Christensen – cikaderne findes“ von Jytte Rex. Die Fragen an Kleinheinrich hätten teilweise noch präziser sein, das Gespräch hätte noch mehr an Tiefe gewinnen kön-

nen. Insgesamt bot die Veranstaltung eine gelungene Einführung. Christensens Poetik folgt mathematischen und kompositorischen Ordnungsmodellen. Im 460 Seiten langen Gedicht „Das“ spielte sie mit der Zahl 8 und grammatischen Wiederholungen. Im Gedichtband „Brief im April“ wendet sie die „Symmetrische Permutation“ an, ein Kompositionsprinzip aus der Musik. Christensen ist vor-

allem als Lyrikerin bekannt, verfasste aber auch Essays, Romane, Hörspiele und Kinderbücher. Kleinheinrich erzählt, wie er nach „alphabet“ ein Jahr später die Erzählung „Das gemalte Zimmer“ veröffentlichte und mit den 1.000 Vorbestellungen kaum nachkam. Die dreiteilige Geschichte erzählt vom Mantuaner Fürstenhof Lodovico Gonzagas im Italien des 15. Jahrhunderts. Heute sind die meis-

ten von Christensens Büchern beim Kleinheinrich-Verlag vergriffen. Das „alphabet“ will der Verlag demnächst neu auflegen – mit vierzehn Radierungen zu vierzehn Buchstaben.

In einer Filmsequenz erzählt Inger Christensen vom Ort Vejle an der abgelegenen Ostseeküste von Jütland, wo sie aufwuchs. Als Kind glaubte sie, dass die Welt hinter einem Getreidefeld aufhörte. Sie überschritt diese Grenze, das geglaubte Ende, als sie 1962 nach Kopenhagen zog. Das Denken und Schreiben in Systemen half ihr, aus ihrer eigenen Welt herauszutreten und die subjektive Sichtweise zu verlassen. Diese Distanz, so Opitz-Wiemers, sei wichtig für sie gewesen, um eine Idee zu entwickeln. „Wenn ich Gedichte schreibe, dann kann es mir einfallen, so zu tun, als schreibe nicht ich, sondern die Sprache selbst“, sagt Christensen.

All ihre Texte lassen sich flüssig und leicht lesen. Sprache soll einen Zugang bieten, „eine Abkürzung für die Lesbarkeit der Welt“, so Christensen. Der Dichter Thomas Kling nannte ihren

Stets galt sie als Kandidatin für den Nobelpreis, bekommen hat sie ihn nicht

Schreibstil „schnörkellos“. Ein Rest Geheimnis bleibt jedoch. Christensen liebe das Labyrinthische, das Unendliche, sagt Opitz-Wiemers. In ihren Gedichten entwickelt sie einen Rhythmus, der an Tempo gewinnt. Inger Christensen trug ihre Gedichte meist gesanglich vor. Im letzten Filmausschnitt hören die BesucherInnen sie, wie sie ihr „Gedicht vom Tod“ singt. Melancholisch und sanft klingt sie. Dann liest Christensen in perfekter Aussprache das reimlose Gedicht auf Deutsch: „Nichts ist geschehn / tagelang sitze ich / vorm Papier aber / nichts geschieht“.

■ Inger-Christensen-Woche, Literaturforum, Chausseestr. 125, noch bis 20. August, Programm unter www.lfbrecht.de

BERLINS MERKWÜRDIGES SELBSTVERSTÄNDNIS: GESCHICHTE DER VERSCHÖNERUNG OPFERN

Moment, hier stand doch mal ...

Dieses eine Hotel da in der Budapester Straße, Schweizerhof hieß es, glaube ich, wo genau war das noch gleich? Das hatte doch immer dieses Dings davor, dieses runde, zu pompöse Vordach, das mit seiner echten falschen Pracht sehr Westberlin war, wo ist denn das geblieben? Es ist wie das Gebäude, an dem es sich befand, abgerissen worden, und das bereits im Jahr 1997. Das ganze Hotel wurde nur 31 Jahre alt, nun steht dort ein neuer Schweizerhof. Dies erfährt man, wenn man Arnt Cobbers Buch „Abgerissen. Verschwundene Bauwerke in Berlin“ liest.

Es ist ein altes, sehr abgenutztes Klischee, dass Berlin stets wird und nie ist; doch man selbst macht oft genug die Erfahrung, in einer Straße zu stehen, umgeben von Gründerzeitbauten, und zu denken: hier, wo nun ein Prachtbau aus dem 19. Jahrhundert steht, war doch

gestern noch eine Baulücke? Und dort, wo nun eine Brache hässlich anzuschauen ist, stand da nicht eben noch eine Kirche? War nicht hier...? Ist nicht dort...? Und ja, oft scheint einen die Erinnerung zu täuschen, genauso oft ist es aber so, dass sich tatsächlich, scheinbar über Nacht, ein halber Kiez verändert hat. Auch jüngere Gebäude, die noch nicht einmal so alt werden konnten wie Jesus, ereilt schon ihr Schicksal in Form einer Abrissbirne.

Cobbers nun erinnert mit seinem Buch an einige besonders markante Gebäude, die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg abgerissen wurden, etwa an den Stettiner oder den Görlicker Bahnhof, an das Schloss Monbijou, an das Völkerkundemuseum oder das sogenannte Schimmelpfennighaus, das unweit der Gedächtniskirche die Kantstraße überbrückte. „Nicht jeder abgerissene Bau ist ein

Verlust“, stellt Cobbers in seinem Vorwort fest. „Aber manche Abrisse tun weh. In Berlin war man schon immer schnell mit der Abrissbirne zur Hand. Dieses oftmals geschichtslose Denken, ganz der Zukunft zugewandt, macht zwar den Charme der Stadt aus. Und doch: mancher verschwundene Bau stünde Berlin heute gut zu Gesicht.“

Sein Buch ist in vier Kapitel unterteilt, es geht um Bauwerke, die den Krieg nicht überstanden haben, um Bauwerke, die im Kalten Krieg der Politik zum Opfer fielen, um Gebäude, die nach dem Mauerfall für ihre Erbauung in der DDR büßen mussten, und schließlich um die Verluste, die aus dem bis heute andauernden Berlin-Boom erwachsen sind, Verluste wie etwa der Schweizerhof.

Jedes der Gebäude, sei es das Ku'damm-Eck oder die sogenannte Rattenburg, sei es das Columbushaus oder der Sport-

BERLIN AUF BLÄTTERN

VON JÖRG SUNDERMEIER



palast, wird von Cobbers mit einem kurzen Porträt vorgestellt, zugleich wird mit historischen Bildern an die Gebäude erinnert. Oftmals, so stellt der Autor fest, war der Abriss eher politisch gewollt als durch den Zustand des Gebäudes erzwungen. Auch manches von den Nazis und dem Krieg schwer beschädigte Haus, wie etwa die Synagoge in der Prinzregentenstraße oder die Friedrichstraßenpassage, von der heute nur noch das „Tacheles“-Teilstück steht, hätte saniert werden können – hätte es dafür Gelder gegeben und ein gesellschaftliches Interesse. Viele Häuser mussten auch aus symbolischen Gründen ver-

schwinden, erinnerten sie doch so sehr an den Krieg oder an die piefig-fröhliche „Frontstadt“ Westberlin.

Mithilfe seiner Hausgeschichten schafft es Cobbers, den Blick für das gegenwärtige Berlin zu schärfen, in dem sich das Vergangene so oft noch finden lässt – gerade auch dadurch, dass es fehlt. Oder dass, wie im Falle des Anhalter Bahnhofs, nur ein Reststückchen übrig geblieben ist, das mahnend auf das große Ganze verweist, das verschwunden ist. Diese Unruhe, die das hiesige Stadtbild so maßgeblich prägt, macht vielleicht den Charme Berlins aus. Es zeigt aber auch sein merkwürdiges Selbstverständnis.

■ Arnt Cobbers: „Abgerissen. Verschwundene Bauwerke in Berlin“. Jaron Verlag, Berlin 2015, 96 Seiten, 12,95 €
■ Jörg Sundermeier ist Verleger des Verbrecher Verlages